

Münchner Veteranen erinnern sich an die Ostfront +++

Barbarossa

mer mehr Gegenschläge, später kamen Partisanenverbände dazu. Schlechte Ausrüstung, mangelhafter Nachschub, unzureichende Kleidung und Fehleinschätzungen bei den Offensiven brachten die Soldaten in ausweglose Situationen. Ein geordneter Rückzug der Deutschen wurde trotzdem zu keinem Zeitpunkt erwogen. Die Requisition sowie jenseitiger Nahrungsmittel war von langer Hand geplant. Sieben

Millionen Russen verhungerten. Insgesamt starben 26 bis 27 Millionen Russen, über 14 Prozent der Bevölkerung. Ein nationales Trauma. Der Russlandfeldzug endete fast vier Jahre nach seinem Beginn am 8. Mai 1945, zwei Jahre nach der Tragödie von Stalingrad, mit der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht und dem Ende des „tausendjährigen Reichs“.

Die letzten deutschen Soldaten wurden irgendwo auf dem Rückzug für „vogelfrei“ erklärt – auf dem Heimweg wurden Hunderttausende aufgegriffen. Das bedeutete meist jahrelange Gefangenschaft. In München gibt es noch einige betagte Männer, die den Russlandfeldzug mitgemacht haben. Die tz hat mit vier von ihnen über ihre Erinnerungen gesprochen.

BARBARA WIMMER



Ortschaft bergauf zu ziehen. Mit 3,6 Millionen Soldaten war die Wehrmacht am 22. Juni 1941 einmarschiert F. dpa

er selbst kämpfte gegen Partisanen



Der 19-Jährige, bevor er in den Krieg zog Repr.: Westermann

auch Bergbauers Abteilung ungenügend eingekleidet: „Der Winter 1943/44 war eisig kalt, wir haben

uns in den Zelten gegenseitig gewärmt.“ Kamen keine Pakete mit gestrickten Wintersachen aus der Heimat? „Es ist gar keine Post mehr gekommen, und wir hatten auch keine Verbindung zu größeren Quartieren“, sagt Bergbauer. Nächtliche Spätrupp-Patrouillen konnten den Tod bedeuten: „Einer ist auf eine Mine getreten, ihm hat's den Fuß weggerissen.“

Die Offensive wurde zum langen Rückzugsgefecht, und 1944 wurde Bergbauer nach Frankreich versetzt. „Invasion!“, sagt er. „Dabei sind uns schon die eigenen Panzer entgegengekommen – wir wurden gefragt, was wir da noch wollen.“ In Frankreich wurde der Bayerwäldler gefangen genommen. Von Schottland aus sollten die Gefangenen an ihren Bestimmungsort gebracht werden. „Ich wurde von den Engländern befragt,

ob ich noch daran glaube, dass Deutschland den Krieg gewinnt“, erzählt Bergbauer. „Daran habe ich noch nie gezweifelt.“ war seine Antwort. „Ich habe natürlich schon lange gewusst, dass das nicht mehr gut ausgehen kann – aber man hat sich's halt eingeredet.“ Daraufhin, glaubt er, sei er „nach Ägypten strafversetzt worden, dann kam das Zeitalter der Metallcontainer, und Bergbauer sattelte auf Hausmeister um – im Max-Joseph-Stift an der Mühlbauerstraße.

„Hoffentlich gibt's keinen Krieg mehr“, sagt er sorgenvoll. „Es schaut nicht gut aus.“

Ludwig Hien (91) ist in der Alten Heide im Schwabinger Norden aufgewachsen. 1938 meldete er sich freiwillig zum Militär, seine Grundausbildung als „Nachrichtler“ bekam er nur wenige hundert Meter vom Elternhaus entfernt in der Funkkaserne. „Der Führer“ sorgte dafür, dass seine Soldaten weit herumkamen – durch seine Kriegszüge. Der junge Hien war mit seiner Kompanie im Luftnachrichten-Regiment 13 gleich bei den ersten Invasionen dabei, in Polen, in Belgien, in Frankreich.

Am Anfang seien die jungen Menschen begeistert gewesen, erinnert sich der Rentner. „Hitler hat uns doch eingewickelt: In der Hitlerjugend und beim BDM aufs Marschieren und für gemeinsame Unternehmungen gedrillt.“ Erst später sei klar geworden, was Krieg bedeutet: „Aber was hätten wir da-



Ludwig Hien (91) heute: ein rüstiger Rentner Foto: B. Wimmer



Hien bei der Ausbildung in der Funkkaserne Repr.: Westermann

Ludwig Hien Als Nachrichtler hinter der Front Telefonkabel verlegt

gegen unternehmen können?“

Die „Fernsprecher“ folgten immer der kämpfenden Truppe und bauten Verbindungen auf – für die Kommunikation von der Front zur Luftwaffe. Im Vorfeld des Unternehmens Barbarossa wurde das Münchner Regiment nach Wien verlegt, und im Morgengrauen des 22. Juni 1941 war der 21-jährige Ludwig dabei, als die Grenze zur UdSSR überquert wurde. „Wir haben hinter den Panzerspitzen Kabel für die Feldfernsprecher verlegt und immer wieder repariert“, erklärt Hien. „Oft haben wir im Granatenhagel gearbeitet, wir waren ja direkt hinter der Front.“ Die Fernsprech-Techniker hatten auf ihren Lastwagen riesige Kabelrollen dabei, „in 250-Meter-Abschnitten“.

Den Winter 1941/42 verbrachten Unteroffizier Hien und seine Kameraden in Dnepropetrowsk – wo man sich häuslich niederließ und

sogar Lehrgänge abhielt. Die Aufgabe seines Regiments: das Telefonnetz zum „Flughafen Nord“ aufrecht zu halten.

Der Veteran erinnert sich an eine „relativ ruhige“ Zeit: „Allerdings sind jede Nacht russische Aufklärer über die Stadt geflogen und haben manchmal Bomben abgeworfen.“ Gekämpft haben die Nachrichtler mit dem Klima: In der Regenzeit blieben die Geländewagen tief im Schlamm stecken, bei minus 35 Grad im Winter „ist uns alle fünf Kilometer der Diesel eingefroren“.

Die meisten Soldaten hatten keine Winterkleidung dabei – der Feldzug sollte ja in wenigen Wochen abgeschlossen sein. Als es kalt wurde, wurden daheim in Deutschland Mädchen und Frauen an die Stricknadeln gerufen: Hiens Ehefrau Leni

(86) denkt an die vielen Stunden zurück, in denen sie Socken, Handschuhe und Stulpen für die Wehrmacht strickte. Nicht nur das: Alle Bürger wurden aufgefordert, ihre Skier und Skistiefel für die Truppen im Osten abzugeben. Als Ludwig Hien mal heimkam, war seine Winterausrüstung nach Russland abkommandiert worden.

Die Verpflegung war ausreichend, aber eintönig: „Linsen, Gerste, Eintopf und für fünf Mann ein Kommiss“ – das haltbare Brot für Soldaten. Im Notfall streckte man das Getreide mit Sägemehl.

Hiens Regiment wurde Ende 1942 nach Westfrankreich beordert. Letztlich eine glückliche Fügung: „Uns ist der Rückzug vom Kaukasus durch die Ukraine bis ins Reichsgebiet erspart geblieben.“

Karl Schubert Erfrorene Füße, geplatztes Trommelfell, Lager in Leningrad

„Mein Leben war schön“, sagt Karl Schubert, „vorher und nachher.“ Vor Krieg und Gefangenschaft – und später, als er wieder ein freier Mann war. Der 89-Jährige hat kein Foto, das ihn als Soldat zeigt, überhaupt keines aus seiner Jugend und Kindheit: „Meine Mutter und meine Schwestern mussten mit 25 Kilo Gepäck von aussig weg, da nimmt man eher wichtige Urkunden mit als Fotos.“ Nur Erinnerungen bleiben dem sanftmütigen Mann, auch die unschönen an die Zeit zwischen Oktober 1941 bis November 1949, als ihn die Sowjets aus dem Lager entließen.

Als Karl Schubert als 19-Jähriger eingezogen wurde, war sein Vater Rudolf schon in Russland: „Er musste an die Front, obwohl er im Ersten Weltkrieg einen Steckschuss hatte – damals hatten wir Sudetendeutschen noch zur Österreichischen Monarchie gehört.“ Mit der ostpreussischen 21. Infanteriedivision wurde der Filius in den Kampf geschickt.

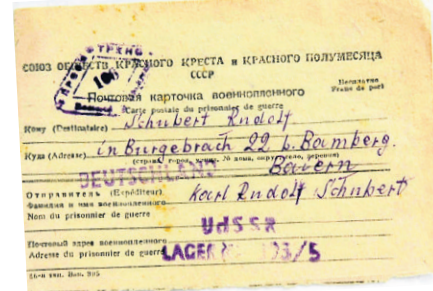
Gleich im ersten Winter erlitt er Erfrierungen dritten Grades an den Füßen: „Es gab ja keine Fellstiefel für uns.“ Schwierigkeiten hatten auch die Fahrzeuge: „Wir sind vollmotorisiert losgefahren, und dann ist die Hälfte bespannt worden.“ sprich: Pferde mussten die Gefährte aus dem Dreck ziehen. Als Freiwillige für den Posten des Futtermesters gesucht wurde, meldete sich Schubert. Eine gute Entscheidung,

denn so kam der junge Mann zu einer Verschnaufpause: „Mehr als ein halbes Jahr machte ich in Trakehnen eine Ausbildung, lernte Reiten, Kutsche fahren und alles über die Haltung von Pferden.“ Zurück an der Front hatte der zum Feldwebel aufgerückte Schubert Ende 1942 keine idealen Bedingungen für die Pferdehaltung. „Vor Leningrad waren schon schwere Kämpfe im Gange“, erinnert er sich. Bald wurde seine Einheit zurück ins Kurland (Estland) gedrängt. „Wir haben den Kessel gehalten bis zum Kriegsende, aber die Russen sind einfach an uns vorbei marschiert.“

Einmal wurde Schubert durch die Detonation einer Granate im Schützengraben verschüttet. „Gott sei Dank haben mich meine Kameraden reinspringen gesehen und dann nicht mehr – ich wurde rechtzeitig ausgebuddelt.“ An den Folgen leidet er heute noch: „Mir ist das Trommelfell geplatzt.“ Nicht seine einzige Verletzung: Splitter einer Granate, die ihn an der Schläfe streifte, wurden ihm erst vor ein paar Jahren herausoperiert. Er deutet auf seine Nase: „Die war einmal länger, aber das Nasenbein wurde mir weggeschossen.“



Karl Schubert liest die Karte, die er seinen Eltern aus der Gefangenschaft schrieb Fotos: Ralf Kruse



dass er als gute Arbeitskraft gebraucht wurde – vier der fünf Jahre verbrachte er in Leningrad: „Wir haben Gräben geschau-

felt.“ Ende 1949 durfte er heim. Er fuhr in die neue Heimat seiner Eltern, Bamberg. Wenig später zog er nach München, wo er als Fahrer für einen Baustoffhändler arbeitete und nach einigen Jahren in Trudering eine Witwe mit zwei Söhnen kennenlernte. „Ich habe eine Familie geheiratet“, lächelt Schubert und zeigt auf ein großes Foto. „Ich hatte Glück.“